

Harmonia animae.

Von

Dr. Hermann Swoboda
Privatdozent für Psychologie
an der Universität Wien



LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1907

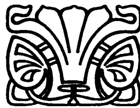
Verlags-Nr. 1308

Harmonia animae.

Von

Dr. Hermann Swoboda

Privatdozent für Psychologie
an der Universität Wien



LEIPZIG UND WIEN
FRANZ DEUTICKE
1907

Verlags-Nr. 1302.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

Die Schrift, welche ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, ist aus einem Vortrag hervorgegangen, den ich unter dem Titel „Über die Gesetze des Seelenlebens und die Art ihrer Auffindung“ im Mai dieses Jahres in der philosophischen Gesellschaft an der Universität in Wien gehalten habe. Zu den Erweiterungen meiner damaligen Ausführungen bin ich zum Teil durch die Mißverständnisse veranlaßt worden, welchen meine Gedanken, wie die anschließende Diskussion zeigte, hie und da ausgesetzt waren. Zum Teil war es mir darum zu tun, das Ganze durchblicken zu lassen, welchem jene Gedanken als organisches Glied angehören. Nichts hat an und für sich Sinn, sondern erst im System. Die Berechtigung eines Gedankens erhellt immer erst aus dem Zusammenhang.

Manches von dem hier Gesagten findet sich schon ausgeführt oder angedeutet in meinen früheren Schriften, den „Perioden des menschlichen Organismus“ und den „Studien zur Grundlegung der Psychologie“; namentlich gilt dies von den Gedanken über organische Psychologie. Nun haben sich seither anfänglich gesonderte Betrachtungen als gegenseitig abhängig erwiesen, es hat ein fortschreitender Zusammenschluß der Gedanken stattgefunden, so daß in der vorliegenden Schrift bereits der Grundriß eines neuen Systems der Psychologie zu erkennen sein dürfte.

Wien, im Herbst 1906.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Wenn man daran geht, die Art und Weise zu ermitteln, wie man in der Psychologie wohl am ehesten zu wertvollen Ergebnissen gelangen könnte, so tut man gut, vorerst einen Faktor auszuschalten, der für den Psychologiebetrieb sicher ohne Belang ist, das sind die verschiedenen Weltanschauungen. Weltanschauungen sind nur darauf von Einfluß, ob jemand überhaupt Psychologie betreibt oder welche Signatur er seiner Beschäftigung mit seelischen Problemen aufklebt, aber sie sind nicht imstande, eine bestimmte Arbeitsmethode zu begründen, sie sind nicht richtunggebend für den tätigen Forscher.

Das liegt im Wesen jeder Philosophie. Sie macht beschaulich, inaktiv, sie gibt eine Formel, um über die Erscheinung zu beruhigen, aber nicht, um in sie einzuführen. Ein Beispiel aus dem gewöhnlichen Leben dient da gut zur Erläuterung. Häufig hört man jemand im Gespräch sich in folgender Weise äußern: „Aber, lassen Sie mich in Ruhe, das ganze Leben ist ein Theater!“ oder: „Hören Sie mir mit allem auf, die Welt ist ein Narrenturm!“ Jemand, der sich so ausdrückt, hat offenbar nicht die Absicht, von diesem obersten Grundsatze aus ein Weltbild im Detail zu entwerfen, sondern er will sich unter irgendeinem schicklichen Vorwand überhaupt nichts über die Welt denken. Darum fängt er auch so bezeichnend an: „Lassen Sie mich in Ruhe!“ oder: „Hören Sie mir auf!“ Wenn die Philosophen aufrichtiger wären, so würden sie auch z. B. sagen: „Ach, hören Sie mir auf, was ist denn die Seele anders als ein Nervenvorgang?“ Jemand, der für das ganze Tatsachengebiet des Seelenlebens eine solche Formel prägt, hat ja auch keineswegs die Absicht, nunmehr

eine Psychologie von diesem Standpunkt aus zu schreiben, sondern er will überhaupt mit der Psyche nichts zu tun haben. Er will nicht die Psychologie nach einem neuen Grundsatz fördern, sondern sie unter einem neuen Vorwand beiseite liegen lassen.

Alle Philosophie ist ein Quietiv und alle die Meister in großen Formeln haben für den Fortschritt unserer psychologischen Erkenntnis gar nichts geleistet, sie haben sich nur einen Polster zum bequemen Ausruhen hergerichtet, der Materialist einen Strohpolster, der Spiritualist einen Luftpolster, der Pessimist einen Kaprizenpolster usw.

Der Streit um das philosophische Glaubensbekenntnis des Psychologen ist ganz zwecklos. Dagegen gibt es wohl kaum eine brennendere Frage als die nach den Gesetzen des Seelenlebens, die Frage: Gibt es überhaupt solche Gesetze, an Exaktheit und praktischer Bedeutung denen der Physik z. B. vergleichbar, und, wenn es sie gibt, wie gelangt man zu ihrer Kenntnis? Die Wünsche des Laienpublikums können zwar nicht maßgebend sein für den Forscher, aber es kommt in ihnen doch stets eine gesunde Beurteilung der Wissenschaft zum Ausdruck und da ist es mir immer von Interesse, wenn ich von älteren Leuten, die aus ihrer Studentenzeit von der Psychologie keinen anderen Eindruck mitgenommen haben, als daß dabei nichts herauskommt, gefragt werde, „ob man noch immer, wie vor 50 Jahren, keine Gesetze des Seelenlebens kenne". Kann man jemand ein solches Bedürfnis verübeln? Angenommen, wir hätten in der Physik keine Gesetze, wer würde sich für bloß gedankliche Konstruktionen, für choreographische Künste der Atome interessieren? In letzter Linie hat ja die Wissenschaft allerdings keine praktischen Aufgaben zu lösen. Aber sie tut immer gut, besonders am Beginn, sich vom Bedürfnis inspirieren zu lassen. Man kann eine junge Wissenschaft nicht mit dem beginnen, womit ältere Wissenschaften zur selben Zeit eben aufhören. Von der Windbäckerei der Theorien allein kann man nicht leben. Den

Psychologen selber wird bei dieser Kost schon etwas schwach und schwindlig zumute. Die Klage, daß der Psychologie nach der Arbeit so vieler Generationen gerade das versagt bleibt, was in jeder Wissenschaft mit Recht als das Höchste gilt, Gesetze, ist eine oft gehörte. Und nachdem es immer noch nicht gelingen will, ihrer habhaft zu werden, wird häufig die Frage erörtert, ob es überhaupt welche gibt. Es greift eine resignierte Stimmung um sich.

Bei der Suche nach den Gesetzen des Seelenlebens hat sich ein fataler Umstand geltend gemacht: Bevor man die Gesetze nicht kennt, weiß man gar nicht, wie sie ausschauen. Wer sagt denn, daß sie denen der Mechanik gleich oder ähnlich sein werden? Ja, diejenigen, welche immerfort von einer Mechanik des Seelenlebens reden, glauben das freilich. Aber da zeigt sich eben einer der ärgsten Schäden in der Psychologie, daß sie nämlich nach Methoden betrieben wurde und wird, die auf ganz anderen Forschungsgebieten sich ausbildeten und die man dann unbesehen auf die Psychologie übertrug.

An und für sich ist es allerdings kein Mangel, wenn jemand in einer Lage nicht weiß, wo er hinaus will; wenn er nur Instinkt hat, so wird ihn dieser schon zum ruhigen Ziele leiten. Aber derjenige, welcher immer mit Absicht und Hochdruck arbeitet, der Typus des wissenschaftlichen Durchschnittsarbeiters, das forcierte Talent muß sich ein Ziel setzen. Welches hat man sich nun gesetzt? Wie hat man sich die Gesetze des Seelenlebens vorgestellt?

Antwort: Als gesetzmäßige Aufeinanderfolge der seelischen Zustände, und zwar der **unmittelbar** aufeinanderfolgenden. Gesetze sollen das leisten, was die Assoziationen nur höchst unvollkommen leisten. Die Assoziationsgesetze sind bekanntlich nicht eindeutig. Von der Vorstellung der Votivkirche z. B. kann ich zu der einer anderen gotischen Kirche übergehen, mir kann die Erinnerung an ein Leichenbegängnis kommen, welches dort vor einiger Zeit stattfand, es kann sich möglicherweise die Stimmung

einstellen, in der ich die Kirche zum erstenmal betrat. Warum das eine oder das andere, darüber geben die Assoziationsgesetze keine Auskunft. Ließe sich nun diese Mehrdeutigkeit beheben, so daß wir mit astronomischer Genauigkeit und Sicherheit vorhersagen könnten, warum sich diese oder jene Möglichkeit verwirklicht, so hätten wir, meint man, die ersehnten Gesetze.

Ich will nun versuchen, einen ganz anderen Begriff des Gesetzes zu entwickeln, und gehe zu diesem Behufe aus von den Gesetzen am Himmel, nach denen die Bewegungen der Gestirne vor sich gehen. Daß ich gerade diese Gesetze zur Nutzanwendung herbeiziehe, hat seine guten Gründe. Auch in der Psychologie haben wir es ja mit dem zeitlichen Ablauf von Erscheinungen zu tun.

Betrachten wir ein solches Gesetz, z. B. das erste Keplersche, nach welchem sich die Planeten in Ellipsen um die Sonne bewegen, und fragen wir: Wie verhält sich dieses Gesetz zu dem, was wir faktisch sehen? oder anders: Welche Verarbeitungen haben die Gesichtswahrnehmungen des Beobachters erfahren, damit schließlich dieses Gesetz daraus wurde?

Man stelle sich nur jemanden vor, dem da eines Abends ein Stern durch seine Größe und die rötliche Färbung auffällt. Diesen Stern beobachtet er eine Zeitlang. Er bemerkt, daß er jeden Tag auf einem anderen Fleck steht. Eines Abends geht er nicht mehr auf und bleibt nun durch mehrere Monate verschollen. Und dann heißt es einmal: „Ah, da ist er ja wieder!“ Man denke sich den weiten Weg von dieser primitiven Erfahrung bis zur Auffindung des Gesetzes. Was ist da alles notwendig? Vor allem die Zusammenfassung einer Reihe von Eindrücken zu einem Ganzen. Der erste Schritt über die unmittelbare Erfahrung hinaus geschieht damit, daß man die zu verschiedenen Zeiten gesehenen Bahnstücke im Geiste zu der geschlossenen Bahn vervollständigt. Man verschafft sich einen künstlichen Überblick über die Planeten-

bahn oder wie man noch sagen kann — und auf diese Formulierung lege ich das größte Gewicht —: Die in Raum und Zeit verstreuten Wahrnehmungen werden zusammengedrängt, verdichtet. Raum und Zeit werden aus der ursprünglichen Wahrnehmung eliminiert. Der Beobachter setzt sich über sie hinweg und macht auf diese Weise das gelegentlich Gesehene zum innerlich Geschauten.

Die Fähigkeit, auf diese Weise über die unmittelbare Erfahrung hinauszugehen und verstreute, entlegene Erfahrungen zu einigen, nennen wir Phantasie. Das ist die Fähigkeit, die Johannes Müller so nachdrücklich vom Naturforscher verlangt hat. Seine Forderung ist nicht immer richtig verstanden worden. Der Naturforscher soll nicht etwa ein Phantast sein, der ein Minimum von Wirklichkeit zu einem umfangreichen Gedankengespinst verarbeitet, sondern er soll imstande sein, sich über die augenblicklichen Eindrücke zu erheben, sie in seinem Geiste zu etwas zu verbinden, dessen Erfassung den Sinnesorganen überhaupt unmöglich ist.

Unsere Sinnesorgane liefern uns nie etwas anderes als Teile, auch von solchen Gebilden, die wir ihrer Ausdehnung nach zu überblicken imstande wären. Die Einigung dieser Teile zu einem Ganzen, zur Gestalt, geschieht inwendig, jedesfalls wo anders als im Sinnesorgan. Sie ist ein Werk der Phantasie oder, wie man mit Fug und Recht sagen kann, des Geistes. Überall, wo das Wort Geist im richtigen Sinn verwendet wird, bezeichnet es die Fähigkeit des Zusammenfassens einer räumlichen oder zeitlichen Gruppe von Einzeleindrücken. Der Geist ist der Einiger. Man hat das Wort aus der Psychologie verbannt. Die Tatsache blieb natürlich bestehen und ist um so leichter zu konstatieren, als der Geist eine sehr ungleich verteilte Gabe ist. Die Fähigkeit des Überblickes, des Anschauens im Gegensatz zum bloßen Sehen unterliegt großen individuellen Schwankungen, wovon ich gleich ausführlicher handeln will.

Zum Beweise, was die Phantasie in der Forschung für eine Rolle spielt, will ich auf noch eine Wissenschaft

hinweisen, die Geologie. Welcher weite Weg ist auch hier von zerstreuten Reiseeindrücken, von Einzelbeobachtungen da und dort bis zu den Formbegriffen der modernen Geologie und zu anschaulichen Vorstellungen über die Bildung der Erdrinde! Das Antlitz der Erde ist ebenso wie die Charakteristik eines Menschenantlitzes nicht durch noch so liebevolles Verweilen beim Detail zu ergründen und zu erfassen, sondern nur durch einen großen Blick, durch den schweifenden Blick, der die Gestalt, das Ganze erfaßt und die Teile übersieht.

Verhältnismäßig einfach ist die Aufgabe der Phantasie, wenn sie Wahrnehmungen zu einem Ganzen zusammenrundet. Man könnte da von einer primären Phantasie sprechen. Gerade die kühnsten Leistungen der Wissenschaft setzen aber ein Zusammenfassen von Wahrnehmungen und Vorstellungen oder bloß von Vorstellungen voraus. Es ist lauter Erinnerungsmaterial, welches zu dem wissenschaftlichen Satze verarbeitet wird. Die unmittelbare Erfahrung ermöglicht gar keine Erkenntnis. Der Raum ist zu weit und die Zeit zu lang. Aber weil die Gedanken „eng beieinander wohnen", so kann man zwischen ihnen Beziehungen herausfinden, welche zwischen den Sachen nicht auffallen.

Die Fähigkeit der Zusammenfassung ist, wie schon erwähnt, nicht bei allen Menschen und auch nicht bei allen Forschern in gleichem Maße entwickelt. Daß Kepler und Newton außerordentlich phantasiebegabt waren, erhellt aus ihren Werken zur Genüge. Kepler ist ja auch nicht der Vorwurf der Phantasterei erspart geblieben. Gesetze finden und außerdem diejenigen nicht ärgern, welche keine finden, ist auch wahrlich zu viel verlangt. Das innerliche Herumexperimentieren mit Vorstellungen, wie er es liebte, ist aber nun einmal als Vorstufe großer wissenschaftlicher Entdeckungen unerläßlich. Nur reden nicht alle so aufrichtig davon, viele hüten diese so interessanten Erkenntnispräliminarien wie ein Fabrikgeheimnis; als ob andere damit etwas anzufangen wüßten.

Die ungleiche Verteilung der holden Gabe Phantasie bringt es mit sich, daß man unter den Astronomen zwei Typen unterscheiden kann: solche, denen die Gabe des Überblicks fehlt, die ihr Augenmerk auf Punkte richten, die im Detail aufgehen, also die Sterngucker im eigentlichen Sinne. Diese können natürlich eine Menge wertvoller Ergebnisse zutage fördern, ihre Beobachtungen können für andere Forscher mit höheren Zielen ausgezeichnet zu verwenden sein, aber das höchste in jeder Wissenschaft, die Gesetze, bleiben ihnen versagt.

Wenn sich jemand den Mars noch so lange und noch so genau ansieht, das Gesetz, nach welchem sich die Planeten um die Sonne bewegen, wird er auf diese Weise nie herausbringen. Die Auffindung von Gesetzen wird durch ein Einengen des Gesichtsfeldes, durch Konzentration der Aufmerksamkeit auf Einzelheiten nicht gefördert, sondern geradezu vereitelt. Die Erfassung der großen Kontur des Geschehens — und nicht nur des Geschehens am Himmel — kommt nicht dadurch zustande, daß man einzelne Stücke der Linie nacheinander fixiert, sondern durch den schon erwähnten, nicht weiter definierbaren Prozeß der Zusammenfassung, der uns Gestalten vermittelt.

Auf der einen Seite haben wir immer den Spezialforscher, der bei keinem Teil stehen bleibt, sondern weiter und weiter teilen will, bei dem Erkennen beinahe so viel heißt wie Teilen, den Anatomen im weitesten Sinne, den Feind alles Ganzen, infolgedessen den Feind alles Lebens, den Mechanisten in der Biologie, den Atomisten in der Physik und auch in der Psychologie. Das ist der Forscher, dessen Blick nichts umspannt und der nur im leichtverständlichen Interesse seiner Selbsterhaltung handelt, wenn er behauptet, daß es auf das ankomme, wozu sein Blick hinreicht. Das ist der zeitliche Mensch, der in der Zeit aufgeht, der die Zeit ebensowenig wie den Raum überwinden kann, der ebensowenig über die nächsten Sekunden wie über die nächsten Punkte hinaussieht, welcher daher in der Psycho-

logie immer nach Berührungsursachen sucht, der Assoziationspsychologe, dessen Traum es ist, die sogenannten Assoziationsgesetze eines Tages zu wirklich eindeutigen Gesetzen auszugestalten. Nennen wir diesen Typus ohne allen Vorwurf, wie es sich einer nützlichen, ja unentbehrlichen Menschenklasse gegenüber geziemt, den kurzsichtigen Forscher.

Auf der anderen Seite haben wir den schon skizzierten Typus des weitsichtigen Forschers, den die Details nicht kümmern, der sie sich am liebsten von anderen beschaffen läßt; der alles von der Ferne betrachtet, der die Ereignisse in der Vorstellung von sich so weit weghält, daß die Einzelheiten verschwinden, der Umriß aber um so deutlicher hervortritt. Das ist der Forscher mit Empfänglichkeit für alle Art von Gestalt, der Forscher, in welchem die Gestalt der Dinge und Ereignisse selber Gestalt wird, mit einem Wort: der Gestalter, der Schöpfer, der die Wahrnehmungen organisiert, zu einem Ganzen einigt, zu dem Ganzen, welches sie in Wirklichkeit sind.

Er ist der Freund alles Ganzen, der Feind alles Zerstückelns, er hat lebendige Beziehungen zum Leben, er ist nie Mechanist, sondern Vitalist; nicht aus logischen Gründen, sondern aus tiefinnerem Bedürfnis, aus Verwandtschaft zu allem Ganzen, Lebendigen. Als die Nachbildner, Nachschöpfer der Natur könnte man diesen Forschertypus auch bezeichnen. Und noch zwei Benennungen dürften gut zur Charakterisierung der zwei Arten von Forschern dienen: Handwerker und Künstler.

Der Handwerker, das ist derjenige, welcher im besten Fall das Ganze aus toten Teilen zusammenstückelt. Der Künstler dagegen schafft aus dem Ganzen. Das Ganze seiner Schöpfung war schon früher ein Ganzes in ihm. Die Zusammensetzung, wenn anders man einen Organismus überhaupt zusammengesetzt nennen kann, ist kein Werk seiner Hände, seiner Überlegung, seiner Willkür, sondern eine Ausgeburt seines Geistes.

Die Bezeichnung eines gewissen Forschertypus, Keplers zum Beispiel, als Künstler möchte ich noch durch verschiedene Hinweise erläutern.

Das Wesentliche am Künstler ist der Sinn für Gestalt, für das, was man in der Psychologie seit Ehrenfels Gestaltqualität zu nennen pflegt. Zur Gestalt gehört da vor allem die körperliche Gestalt, dann die Tongestalt, die Melodie, dann die große Linie geschichtlicher Ereignisse, die sich dem simplen Chronisten nie offenbart. Der Blick für das Zusammengehörige in der bunten Fülle des Geschehens macht den dramatischen Dichter aus. Die Forderung der drei Einheiten von Zeit, Raum und Handlung ist tiefbegründet. Der interessanteste Ausschnitt aus dem Leben, die Aneinanderreihung der packendsten Szenen gibt noch lange kein Drama. Das Wesentliche daran ist vielmehr die innere Geschlossenheit, die Abgrenzung gegen alles übrige Geschehen und die organische Verbindung der einzelnen Teile.

Die eigentümliche Auffassung äußerer Verhältnisse ist in allen diesen Fällen dadurch charakterisiert, daß zeitlich entlegenere Teile in einem Augenblick geeint werden. Eine Melodie wird nur von demjenigen als solche erfaßt, welchem beim Hören eines Tones auch die früheren gegenwärtig sind. Häufig ist es zum Erfassen der Gestalt einer Melodie auch erforderlich, daß man sich die späteren Töne vorstellt; das ist dann der Fall, wo einem das Verständnis einer Melodie erst beim zweiten oder öfteren Hören aufgeht. Daher überhaupt das Vergnügen am öfteren Anhören von Musik. Je mehr man von dem Folgenden vorwegzunehmen imstande ist, desto größer wird der Überblick, die Vorbedingung des künstlerischen Genusses wie des künstlerischen Schaffens.

Nicht anders ist es bei einem so komplizierten Kunstwerk wie beim Drama. Die Idee des Dramas, aus welchem es sich wie ein hochentwickelter und differenzierter Organismus aus dem Ei allmählich bildet, ist etwas ganz Momentanes, sie blitzt auf, wie die Dichter sagen. Es kommt

aber zu dem, was da aufblitzt, später gar nichts Wesentliches mehr hinzu. Das Wesentliche umspannt bereits der eine Blick, dem sich die Idee offenbart. Die Festhaltung dieser Idee, die instinktive Vermeidung alles unnötigen Beiwerks macht den großen Dramatiker aus. Das Wesentliche am Dramatiker ist der künstlerische Blick für das soziale Leben, für die Beziehungen der Menschen untereinander; er findet aus dem Gemengsel der Ereignisse und Erlebnisse das Typische heraus, so wie etwa der Naturforscher aus den paar Flächen, die dem Kristall in der Druse bleiben, das System erkennt, zu dem er gehört. Aber das, was der Dramatiker im Leben erschaut, trägt er nicht etwa hinein; er gestaltet es nicht zu etwas, was es früher nicht war, sondern er erschaut nur etwas, es offenbart sich ihm etwas, woran die anderen blind vorübergehen.

Der Gestalt, welche der Künstler in Natur und Leben erschaut und in seinem Werke wiedergibt, kommt eine bedeutsame Eigenschaft zu: die Harmonie. Alles was zu einem organischen Ganzen gehört, steht untereinander in wohlgefälligem Einklang, ob das nun die einzelnen Teile eines kalligraphierten Buchstabens oder die Phasen einer graziösen Bewegung oder die einzelnen Töne einer Melodie, die Themen einer Symphonie, die Charaktere und Ereignisse eines Dramas sind. Wer mit dem Blick für Gestalten ausgestattet ist, dem erschließt sich überall Harmonie. Er strebt überall den Einklang zu finden, die mißtönende Welt der Erscheinung zu harmonisieren. Er ist mit einem eigenen Organ zur Aufnahme der Harmonie ausgestattet und durch ihn werden auch andere des Genusses dieser Harmonie teilhaft.

Ist die Tätigkeit des Handwerkers den formlos wirkenden Naturgewalten zu vergleichen, so hat die des schaffenden Künstlers alles gemein mit der organisch bildenden Natur. Handwerker und Künstler repräsentieren unter den Menschen die zwei Gewalten, durch die überhaupt alles im Weltall zustande kommt.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß es sich hierbei um eine prinzipielle Unterscheidung handelt und daß man dem Einzelnen durch Subsumption unter die eine oder die andere Kategorie sehr selten ganz gerecht werden wird.

Sehen wir nun zu, welches Aussehen die Psychologie gewinnt, je nachdem sie von dem einen oder dem andern Typus betrieben wird.

Der Handwerker in der Psychologie, das ist der Atomist, der Analytiker, dessen Blick sich das Seelenleben als eine Summe unendlich vieler Phänomene darstellt. Die Phänomene, die Teile sind das Erste, was er vermöge seiner eigenartigen Organisation wahrnimmt. Oft geht er noch weiter. Er begnügt sich nicht mit den vorgefundenen Teilen, sondern seziert in Gedanken noch weiter, bis er mit der Schärfe des Intellekts bei den letzten und kleinsten Teilen angelangt ist. Von diesen toten Teilen aus sucht er nun zum Ganzen zu gelangen. Da es sich nicht in ihm gestaltet, da er es nicht intuitiv mit einem Blick erfassen kann, so baut er es auf. Er fügt Phänomene wie Bausteine aneinander, er macht verwegene Synthesen, um zu lebendigen Gebilden zu gelangen. Aber Leben läßt sich nicht zusammensetzen, sondern nur zeugen.

Was nicht aus dem Geiste geboren, sondern bloß vom Verstand kombiniert ist, das ist und bleibt tot. Vergeblich bemüht sich der Analytiker, die Harmonie, welche sein Scharfsinn zerstört hat, wieder künstlich herzustellen. Es gibt übrigens zwei Spielarten von Analytikern, solche, die sich mit dem bescheiden, wozu sie die Natur befähigt hat und andere, die es unwiderstehlich zu dem tragikomischen Beginnen treibt, den Homunculus in der Retorte erzeugen zu wollen.

Der Atomist nimmt die Seele gewissermaßen unters Mikroskop. Er beschränkt seinen Gesichtskreis, soweit es nur möglich ist. Die Meisterschaft in der Beschränkung kann man ihm nicht absprechen. Das, was er sieht, sieht er gut. Aber er beraubt sich freiwillig des Überblickes, er

sieht nicht das Ganze, er gewahrt nicht das Seelenleben. Es geht ihm wie dem modernen Physiologen, der durch das Studium der Zelle zu Einsichten über den ganzen Organismus gelangen will. Das Ganze offenbart sich aber nur dem, der es ganz überschaut. Namentlich ähnelt er den Physiologen darin, daß er im Teilen kein Halt kennt. Sowie jene ihr Hauptaugenmerk eines Tages von der Zelle auf den Zellkern gelenkt haben und dann auf die Struktur im Zellkern und wer weiß wohin noch, wenn ihnen Vater Zeiß in Jena gnädig ist, immer in der Hoffnung, beim nächsten Teil zur erträumten Erkenntnis zu gelangen, so gibt es auch Psychologen, hochachtbar durch ihre Konsequenz und tief bedauerlich wegen ihrer Sterilität, denen die Wahrnehmung noch nicht elementar genug ist, sie müssen daraus noch die Empfindung präparieren, und da diese ihre Träume nicht verwirklicht, so denkt man schon an eine weitere Zerlegung. Statt das Augenmerk auf die Zusammenhänge im Seelenleben zu richten, auf die Übergänge — was ist denn das Leben überhaupt anderes als ein beständiger Übergang, als der Wechsel κατ 'εξοχήν? — reißen sie alles aus dem lebendigen Zusammenhang und suchen dann das Leben in den Fugen ihrer maschinenmäßig montierten Gebilde wieder unterzubringen. Was Wunder, wann diese Psychologen dem blühenden, gestaltenreichen Leben schließlich ganz fremd gegenüberstehen. Sie gleichen den Steinklopfern, die mit ihrem Hammer unverdrossen zertrümmern, und ihre Psychologie verhält sich zum warmen Leben auch ungefähr so wie ein Schotterhaufen zu einer griechischen Statue.

So sieht also die Psychologie des Handwerkers aus. Nun noch einiges zur Charakteristik dieses Typus und gleichzeitig zur Rechtfertigung der Bezeichnung. Der Handwerker ist naturgemäß kein Gestalter, er schafft nicht organisch, er ist daher auch nicht wie der organisch Schaffende an bestimmte Entbindungszeichen, an gute Stunden gebunden. Er arbeitet, wann er will; er kann für seinen

Psychologiebetrieb Bureaustunden einführen. Er arbeitet, damit ist eigentlich schon alles gesagt. Er ist fleißig, er muß es sein, das ist das einzige Mittel, um sich an der invita Minerva zu rächen, und er kanns mit Fleiß zu etwas bringen. Schließlich ist von dieser Art Psychologen noch zu sagen, daß ihrer viele sind, und von dieser Art Psychologie, daß man sie wie jeden andern Beruf ergreifen kann, d. h. dazu nicht berufen zu sein braucht.

Bei der Diskussion über die Methoden der Psychologie werden die Vertreter der sogenannten introspektiven Psychologie immer als eine einheitliche Gruppe den Fachleuten anderer Richtung gegenübergestellt. Das ist aber nach dem eben Gesagten offenbar ungerecht. Ob einer nach außen schaut oder nach innen, es kommt immer darauf an, mit welchen Augen er schaut. Die reale Außenwelt bietet keine Garantie, daß alle dasselbe sehen und die ideale Innenwelt schon gar nicht. Der Unterschied zwischen dem Starrsichtigen und dem Umsichtigen kommt den Erscheinungen des Seelenlebens gegenüber ebenso zur Geltung wie anderwärts. Der eine spießt mit scharfem Blick da und dort ein Detail auf, über das er nicht hinaussieht, der Blick des andern gleitet über ganze Reihen seelischer Begebenheiten und erfaßt auf diese Weise die große Linie des Lebens. Keine Methode ist an und für sich gut oder schlecht, es kommt immer auf den an, der sie handhabt. Der wahre Grund, warum man mit der introspektiven Psychologie zu keinen Ergebnissen gelangte, ist der, daß man sie atomistisch betrieb.

Nun entsteht die Frage: Zu welchen Ergebnissen kann man in der Psychologie gelangen durch einen Überblick über das Seelenleben, durch Zusammenfassen einer größeren Gruppe von Erscheinungen zu einer Einheit? Ist so etwas überhaupt schon einmal versucht worden und mit welchem Erfolg?

Das Verdienst, die Psychologie als erster mit künstlerischem Genius betrieben zu haben, gebührt zweifellos Richard Avenarius, dem Schöpfer der „Kritik der reinen

Erfahrung", dieses merkwürdigen Buches, welches leider durch seine Schwierigkeit früher berüchtigt war als durch seinen glänzenden Inhalt berühmt. Bei berühmten Büchern nimmt sich mancher die Mühe, durch das Dornengestrüpp dialektischer Ableitungen auf die Lichtung zu gelangen, wo ihn der Sonnenstrahl der Erkenntnis reichlich belohnt. Bisher ist es noch nicht gelungen, den Inhalt der „Kritik" als so bedeutsam und verlockend hinzustellen. Avenarius hat freilich selbst viel dazu beigetragen, den Kernpunkt seiner Ausführungen zu maskieren.

Er hat aber zuerst darauf hingewiesen, daß es im Seelenleben noch ganz andere Einheiten gibt, als von denen in der Psychologie gewöhnlich die Rede ist. Für den, der das Seelenleben aus nächster Nähe betrachtet oder der es — was auf dasselbe hinauskommt — in ganz kleine Zeitstrecken auflöst, existieren ja allerdings Wahrnehmungen, Gefühle, Begehrungen als etwas Besonderes. Schaut man sich aber das Seelenleben aus einiger Distanz an, so schließen sich die aufeinanderfolgenden Phänomene zu Reihen zusammen. Avenarius nennt sie Vitalreihen. Er hätte dafür eine gute deutsche Bezeichnung einführen können: Erlebnis. Das Erlebnis ist eine in sich geschlossene Gruppe seelischer Erscheinungen der verschiedensten Art, mit einem deutlichen Anfang und Ende. Es ist keine willkürlich gebildete Einheit, sondern eine erfahrungsgemäße Einheit. Es gibt niemand, der, einmal darauf aufmerksam gemacht, sie nicht aus eigenem zu bestätigen wüßte. Das Erlebnis ist die erste organische Einheit des Seelenlebens, organisch im Verhältnis zu den einzelnen psychischen Phänomenen, die eigentlich nichts anderes sind als psychische Präparate. Das Erlebnis ist, wie schon die Bezeichnung sagt, eine lebendige Einheit; das Erlebnis wird erlebt, während die psychischen Phänomene erst durch eine nachfolgende Betrachtung gewonnen werden, d. h. zur Zeit des Seelenlebens noch gar nicht da sind.

Das Erlebnis nimmt mit irgendeinem Eindruck seinen Anfang, mit einer Wahrnehmung, mit einer freudigen oder

traurigen Nachricht, mit einer bedeutsamen Erfahrung, mit einer einschneidenden Veränderung in unseren äußeren Verhältnissen u. dgl. Diese Eindrücke brauchen immer einige Zeit zu ihrer Verarbeitung und eines schönen Tages sind wir mit dem Erlebnis fertig: Wir fällen ein befreiendes Urteil über die beunruhigende Wahrnehmung, es kommt uns ein erlösender Einfall, oder wir kommen mit einem Gefühl über die Begebenheit zur Ruhe, oder wir gelangen zu einem Entschluß. Das Erlebnis findet im Intellekt seinen Abschluß: wir trösten uns mit einem Gedanken, oder im Gefühl: wir verschmerzen etwas, oder im Wollen: wir handeln und helfen, aber in allen diesen Fällen haben wir die untrügliche innere Erfahrung: Jetzt sind wir fertig; Gott sei Dank, jetzt ist es überwunden, bei einem schmerzlichen, schade, jetzt ists vorbei, bei einem freudigen Erlebnis.

Solche Vitalreihen, Erlebnisse können von längerer oder kürzerer Dauer sein. Mit manchem Eindruck ist man in ein paar Stunden fertig, andere brauchen Tage, Wochen, Jahre, ja oft ein ganzes Leben zu ihrer Bewältigung, Überwindung. Auf dem Hintergrunde solcher großer Erlebnisse können sich dann zahlreiche kleinere abspielen. Es ist wie bei den Wellen des Meeres, wo die großen kleinere tragen und diese wieder kleinere.

Durch die Erkenntnis der organischen Einheiten des Seelenlebens wird dessen Betrachtung ungemein vereinfacht. Im Verlaufe eines Erlebnisses treten mannigfache Gefühle und Stimmungen auf. Der Beginn, der verursachende Eindruck — die Vitaldifferenz bei Avenarius — ist regelmäßig von innerer Unruhe begleitet, von Unlustgefühlen, von dem peinlichen Gefühl, mit dem Eindruck nichts Rechtes anfangen zu können. Dann kommt es allmählich zur Klärung und damit zur Beruhigung, zu dem Zustand, wo wir uns auszukennen beginnen, aber noch der Worte, der zutreffenden Formulierung ermangeln. Man bemüht sich, durch gewaltsames Nachdenken einen Ausweg zu finden, aber vergebens; bis sich dann eines Tages die Lösung, das erlösende Wort,

das erlösende Gefühl oder die erlösende Tat von selbst ergibt. Alle im Verlaufe des Erlebnisses eintretenden bunten Phänomene hat man vordem immer gesondert betrachtet. Man hat es in der Psychologie gemacht wie etwa der Laie mit den Erscheinungen am Himmel. Heute sieht er irgendwo einen schönen Stern blinken und wenn er ihn nach Monaten auf einem andern Platz sieht, so bewundert er ihn als einen anderen Stern. Die Identität wird nur der konstatieren können, der den Stern in seinem täglichen Lauf verfolgt. Die zeitliche und räumliche Entfernung der Teilphänomene erschwert die Erkenntnis der Zusammengehörigkeit. Sie kann nur jemand gelingen, der mit der Fähigkeit des Zusammenfassens, mit Phantasie, mit Geist ausgestattet ist.

Als Grund, warum den Fachpsychologen solange das Erlebnis entgangen ist, läßt sich übrigens noch ein Umstand ausfindig machen, nämlich die unglückliche Wahl der Beispiele, an denen man immer die Gesetze des Seelenlebens demonstrieren will. Zum Beispiel, um das Wesen des Urteiles zu erforschen, sucht man sich Sätze aus wie: „Der Baum blüht“, „Der Himmel ist blau“ u. dgl. Die Analyse eines solchen Urteiles führt nur dann zu einem richtigen Ergebnis, wenn man Fälle ins Auge faßt, wo es wirklich ausgesagt wurde; wenn man die Situation analysiert, in der es möglich ist. Das Seelenleben kann man nur aus dem erkennen, was sich im Leben ereignet. An Sätzen, die wegen ihrer Banalität kaum jemals aus Bedürfnis gesprochen werden, kann man wohl grammatikalische, aber keine psychologischen Gesetze demonstrieren.

Alle überlieferten Urteile, alle geläufigen Urteile, alles Mechanisierte im Seelenleben kann uns über die Gesetze des Seelenlebens ebensowenig einen Aufschluß verschaffen, als ein Skelett über die physiologischen Vorgänge. Die Seele operiert mit sehr viel Starrem, Fertigem, worin kein Leben mehr pulsiert. Ein großer Teil der psychischen Phänomene steht zu uns in einem rein äußerlichen Verhältnis wie materielle Gebrauchsgegenstände, wie unser Hausrat.

Es ist beim Verständnis seelischer Erscheinungen genau so wie beim Verständnis staatlicher oder gesellschaftlicher Institutionen; ihr Wesen erfaßt man nie dadurch, daß man sie ganz für sich allein betrachtet, sondern immer nur im Hinblick auf den Zeitpunkt der Entstehung. Alles Gewordene hat nur Sinn als Abschluß eines längeren Werdeprozesses; abgesondert von diesem kann man es bloß mehr beschreiben, aber nicht erklären. Das Überkommene steht zur Gegenwart in keinem organischen Verhältnis. Der richtige Historiograph der Seele, der, um die Geschichtswissenschaft zum Vergleich heranzuziehen, vom Seelenleben nicht eine analytische, sondern eine pragmatische Darstellung geben will, muß sich bei jedem einzelnen Phänomen fragen, ob es noch so frisch ist, daß man es aus der gegenwärtigen Situation erklären kann, oder ob es wie tote Habe von früher her mitgeschleppt wurde.

Das ist neben dem schon Erwähnten das große Verdienst Avenarius', daß er gezeigt hat, aus welchen Situationen, aus welchen lebendigen Voraussetzungen unsere Aussagen hervorgehen und daß er diese Voraussetzungen auch in ein wissenschaftliches Schema zu bringen suchte. Ich lege auf den Nachweis, daß Avenarius die Psychologie nicht um ein paar geniale Konstruktionen bereichert, sondern sie dem Leben näher gebracht hat, großen Wert. Die beliebte Gegenüberstellung von Kunst und Wissenschaft führt nämlich bei Vielen zu der Anschauung, als wären künstlerisch veranlagte Menschen der Wissenschaft nicht nur nicht förderlich, sondern sogar von Schaden. Dieser Befürchtung liegt freilich eine ganz falsche Auffassung des künstlerischen Wirkens zugrunde. Man darf im Künstler nicht den geschickten Arrangeur erblicken, der dasselbe, nur phantastisch, ordnet, was der Forscher nüchtern und „ohne Zutat" ordnet. Schlagwörter wie das von der kombinierenden Phantasie haben auch beigetragen, die Verwirrung zu vermehren und den Glauben zu erwecken, als würde der Künstler aus dem, was er von Eindrücken in sich aufnimmt, etwas anderes

machen, als würde er die Wirklichkeit mit einer so starken Dosis Subjektivität versetzen — würzen kann man nicht immer sagen —, daß der Erkenntniswert seiner Schöpfungen gar nicht in Betracht kommt. Das künstlerische Produkt wird zum größeren Teil auf das Konto seines Schöpfers gesetzt, während dieser doch eigentlich nur eine Durchgangsstation für die Natur ist. Das, was der künstlerische Genius über die Erscheinungen erfährt, ist nicht mehr und nicht weniger wahr, als was uns der auf seine Nüchternheit stolze Forscher mitteilt, aber es ist etwas anderes. Die Erkenntnisse beider schließen sich nicht aus, sie können sich aber auch nicht gegenseitig ersetzen.

Außerdem ist in Betracht zu ziehen, daß auf gewissen Forschungsgebieten der Künstler naturgemäß einen Vorsprung hat, dazu gehört aber zweifellos und vor allem die Biologie, die Wissenschaft von den Lebenserscheinungen, von denen ja die seelischen Erscheinungen nur ein Teil sind. Wäre die Welt ein Machwerk, dann könnte sie jeder Handwerker nachmachen; nun ist sie aber ein Kunstwerk, daher kann sie nur der Künstler nachschaffen. Was Menschenhände nicht zusammensetzen können, dessen kann sich auch der Verstand nicht durch Konstruktion bemächtigen. Von allem, was in der Natur organisch entsteht, erlangen wir nur dadurch Erkenntnis, daß es in unserem Geiste neu geboren wird.

Einen kleinen Ansatz zu einer umsichtigen Psychologie im Sinne Avenarius' finden wir auch bei dem Psychiater Kraepelin. Kraepelin hat den Begriff des manisch-depressiven Irreseins geschaffen. Er hat die zwei Zustandsbilder der periodischen Manie und Melancholie, die man bis auf ihn immer einer getrennten Betrachtung unterzogen hatte, zu einem Krankheitsbilde vereinigt oder, zutreffender gesagt, er hat sie als eine primäre Einheit erschaut. Manie und Melancholie wurden danach zu bloßen Phasen eines Krankheitsprozesses. Gerade dieses Beispiel zeigt übrigens, wie fruchtbar für die Forschung philosophische Gesichtspunkte

sein können. Einen philosophischen Kopf — wenn man unter Philosoph den Kosmetiker der Erscheinungen versteht, der Harmonie in sie hineinbringt oder aus dem wüsten Durcheinander heraushört — hätte es schon längst gereizt, Manie und Melancholie in innere Beziehung zueinander zu setzen. Es befriedigt das Gerechtigkeitsgefühl, das Äquivalenzbedürfnis, diese beiden Zustände aufeinander folgen zu sehen wie die Arsis auf die Thesis. Erst einer solchen zusammenfassenden Beobachtung erschließt sich der klangvolle Rhythmus des seelischen Erlebens. Ich komme auf diesen Punkt zum Schluß meiner Ausführungen noch eingehender zurück.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen, daß die Vitalreihe von Avenarius, das Erlebnis, wie wir es nennen, eine organische Einheit ist. Viele von den aufgenommenen Eindrücken — nicht alle und nicht bei allen — entwickeln sich wie ein Same. Sie wachsen und reifen und scheiden eines Tages wie eine Frucht von uns aus und stehen fortan zu uns nur mehr in einem äußerlichen Verhältnis; sie haben an unserem Seelenleben keinen weiteren Anteil, sie sind erledigt und wandern in die Registratur der Psyche, von wo man sie hervorholt, wenn man sie braucht. Daß dem wirklich so ist, wird durch einen gewichtigen Umstand zu völliger Evidenz erwiesen, einen Umstand, der Avenarius noch unbekannt war: Erlebnisse beanspruchen eine ganz bestimmte Zeit. Ihre Dauer ist nicht beliebig variabel, sondern beträgt ein Vielfaches jener Perioden, welche in der Physiologie von anerkannter Bedeutung sind. Von alters her bekannt ist die 28tägige Periode. W. Fließ hat gezeigt, daß für das organische Werden außer dieser noch eine 23tägige Periode von Bedeutung ist. In den „Perioden des menschlichen Organismus“ habe ich den Nachweis geführt, daß es außer diesen Tagesperioden noch Stundenperioden gibt, eine solche von 23 und eine von 18 Stunden, und daß alle diese Perioden einfach und in Vielfachen den Verlauf des psychischen Lebens bestimmen, soweit dieser überhaupt rhythmischer Natur ist.

Zweifellos vollzieht sich in Perioden das organische Wachstum; es ist ein unerträglicher Gedanke, daß etwas, was wird, in einer beliebigen und nicht in einer bestimmten Zeit wird. Daß es im Seelenleben wirklich ein organisches Werden gibt, darüber gibt schon die Selbstbeobachtung Auskunft. Die Periodizität aber liefert hierfür den unanfechtbaren logischen Beweis. Alles Organische läuft in Perioden ab und alles, was in Perioden abläuft, ist organisch. Die Folgen der Periodizität zeigen sich dann in der Weise, daß z. B. ein unangenehmer Eindruck nach 23 Tagen aus dem aktuellen Gedächtnis schwindet, nachdem er durchgearbeitet und mit einer befriedigenden Erkenntnis abgeschlossen wurde; oder daß jemand 28 Tage nach einem ihm gemachten Vorschlag zu einem endgültigen Entschluß gelangt; oder daß jemandem 18 Stunden nach einem Eindruck ein guter Einfall darüber kommt, daß sich ihm eine erlebte Szene zu einem lyrischen Gedicht gestaltet oder zur Idee einer Novelle, oder daß jemand 46 Stunden nach Anhören einer Melodie den Überblick über sie bekommt, ihre Gestalt erschaut, anders ausgedrückt, daß sie während dieses Intervalles in ihm Gestalt gewinnt und nun in seinen dauernden, frei verfügbaren Besitz übergeht.

Daß es sich in allen diesen Fällen um einen ganz spontanen, unserer Willkür völlig entzogenen Prozeß handelt, ergibt mit zweifelloser Sicherheit die Selbstbeobachtung. Deutlich bewußt von einer Vitalreihe, einem Erlebnis, ist immer nur Anfang und Ende, Empfängnis und Geburt. Zwischen diesen beiden markanten Punkten ist gar nichts zu konstatieren, was man als bewußte und wohlberechnete Arbeit bezeichnen könnte; höchstens ab und zu und auch in periodischem Intervall ein Mahner, den Kindesbewegungen vergleichbar, bis dann eines Tages der Abschluß sich ganz von selber einstellt, „schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen“. Dieses spontane Hervortreten einer geistigen Leistung, dieses Freisteigen, wie man es von Vorstellungen nennt, auf die es aber keineswegs beschränkt ist, läßt nur

eine Deutung zu, nämlich, daß wir es in allen solchen Fällen mit austreibenden Kräften zu tun haben, deren Wirksamkeit dann einsetzt, wenn die Geistesfrucht zu völliger Reife gediehen ist. Handelt es sich um ein größeres Werk, so stellt sich, wie Nietzsche gelegentlich bemerkt, eine anhaltende, unerträgliche Spannung ein, die es mit aller Bequemlichkeit siegreich aufnimmt. Der Produzierende wird zum bloßen Zuschauer, der untätig und staunend gewahr wird, was da in seinem Innern aufsteigt.

Alle Phasen des psychischen Werdens sind von Gefühlen begleitet, ganz analog denen bei der physiologischen Schwangerschaft: Die Aufregung und das unklare Bewußtsein bei der Empfängnis, die mit lebhafter Unruhe wechselnde Hoffnungsfreudigkeit während der Tragzeit und schließlich die Wehen bei der Entbindung, alle diese Dinge sind dem Schaffenden, allerdings nur ihm und nicht auch dem Arbeitenden wohlbekannt und es ließen sich aus den Selbstbekenntnissen von Dichtern, bildenden Künstlern und Philosophen zahlreiche Stellen anführen, die für den geschilderten Sachverhalt Zeugnis ablegen, indem sie geradezu in gynäkologischen Ausdrücken abgefaßt sind.

Aber nicht nur über die das Werden geistiger Schöpfungen begleitenden Empfindungen liegen Selbstbeobachtungen vor — bei der aufdringlichen Deutlichkeit dieser Empfindungen ist das nicht zum Verwundern — sondern auch über die vorhin erwähnten Schwangerschaftszeiten. Nietzsche bemerkt, daß er am „Zarathustra“ geradeaus zweimal neun Monate getragen. Grillparzers „Sappho“, dieses Muster einer einheitlich organischen Schöpfung, ist in 23 Tagen entstanden. Der ungemein fruchtbare französische Dramatiker François de Curel hat Aufzeichnungen über die Entstehungszeit mehrerer Stücke gemacht, natürlich ohne von Periodizität oder der Länge der Perioden das geringste zu wissen. Er schreibt Envers d'une sainte vom 5. bis 25. Mai 1891 (20 Tage), les Fossiles vom 5. bis 27. Oktober 1891 (22 Tage), l'Invitée vom 17. Mai bis 9. Juni 1892

(23 Tage), l'Amour brode und la Figurante „beiläufig in der doppelten Zeit wie das vorhergehende Stück". Das nicht genaue Stimmen der beiden ersten Daten erklärt sich wohl zur Genüge daraus, daß das Niederschreiben der Gedanken mit ihrem Auftauchen zeitlich nicht zusammenfallen muß, ja in der Regel mit einiger Verspätung stattfinden wird, zufälliger Verzögerungen und äußerer Hindernisse gar nicht zu gedenken. Daß derartige Daten nicht auf blindem Zufall beruhen können, bedarf wohl erst keines Beweises, um so weniger, als die physiologische Bedeutung der 23tägigen Periode außer Frage steht.

Seit unvordenklicher Zeit ist Medizinern und Laien bekannt, daß die 7jährige Periode im Leben des Menschen eine große Rolle spielt. Daher auch ihre Heilighaltung. Die sieben Jahre im jüdischen Festkalender sind zweifellos nur die Projektion einer organischen Periode nach außen. Im Volke herrscht der Glaube, daß der menschliche Körper von sieben zu sieben Jahren völlig ausgewechselt wird; da wird der Mensch ein völlig anderer, neuer. Viele Phänomene lassen eine siebenjährige Periodizität erkennen; Grundstimmungen, wie sie eben durch den jeweiligen Zustand des Organismus bedingt sind, kehren in diesem Intervall wieder; auch Krankheiten. Die Liebesleidenschaft wallt alle sieben Jahre heftig auf, wie Möbius am Leben Goethes nachgewiesen hat. Bürgerlicher Veranlagte werden nachdenklich, gehen in sich und erwägen, ob es nicht Zeit zum Heiraten wäre. Begrifflich identische Fälle lassen sich unschwer beobachten. Eine bedeutsame Rolle spielen die sieben Jahre im Märchen: Großes Leid währt sieben Jahre, Verwünschungen behalten so lange ihre Kraft, Buße für getanes Unrecht dauert so lange. Der fliegende Holländer sucht immer nach diesem Intervall von seiner leidensvollen Irrfahrt Erlösung. „Ich hab es getragen sieben Jahr", beginnt die bekannte schottische Ballade. „Florian, Florian, hat gelebet sieben Jahr" singen die Kinder auf der Straße.

Betrachten wir den Fall siebenjähriger Buße, Verwünschung, Leiden, so haben wir es offenbar mit Erlebnissen zu tun, die so lange zu ihrer Erledigung, zum versöhnenden Abschluß brauchen, d. h. die siebenjährige Periode ist auch von Bedeutung für das organische Seelenleben. Besonders tiefgehende Eindrücke, besonders erschütternde Erlebnisse beharren eine so lange Reihe von Jahren, wohl auch ein Vielfaches davon, ehe die verwundete Seele von ihnen genest. Der Heilungsprozeß besteht seinem Wesen nach in einer allmählichen organischen Umwandlung des ersten Eindruckes oder in einem Wandel des Ich, einer Läuterung der Seele. Anfang und Ende des Erlebnisses gleichen sich nicht aus wie mathematische Größen mit entgegengesetztem Vorzeichen, sondern gehen auseinander hervor. Im Ende ist der Anfang enthalten; der entsühnte Mensch ist derselbe wie der schuldige, nur auf verschiedenen Punkten seiner Entwicklung betrachtet.

Wenn den sieben Jahren eine solche Bedeutung im seelischen Naturheilverfahren zukommt, so ist von vornherein zu erwarten, daß auch die geistige Produktion mitunter in diesem Zeitraum vor sich gehen wird. In der Tat gibt es hierfür einige charakteristische Beispiele und ich bin überzeugt, daß man diese ohne viel Mühe wird nach Belieben vermehren können. Leibniz hat die Nouveaux essais nach dem Erscheinen von Lockes Essay concerning human understanding kurz skizziert und dann liegen lassen. Sieben Jahre später nahm er den Entwurf wieder her und vollendete das Werk in ganz kurzer Zeit, in einem Zuge. Der Cours de philosophie von Auguste Comte ist in einem Zeitraum von 14 Jahren entstanden. Die „Meistersinger“ sind in 3×7 Jahren entstanden. Immer nach sieben Jahren drängte es Wagner wieder zu diesem Stoffe hin, da wurde der Stoff in ihm aufs neue lebendig und rührte sich, bis er endlich zu innerer Reife gediehen war und nach objektiver Gestaltung verlangte.

Aus diesen Beispielen mag man auch gleich ersehen, wie viel von der Einwirkung äußerer und innerer Motive

zu halten ist, auf welche der Schaffende selbst und abseits Stehende die Wahl eines Stoffes oder die Rückkehr zu ihm zurückführen. Nach dem Augenschein erfolgt eine rhythmische Annäherung an die Gegenstände unserer Erinnerung und eine ebensolche Entfernung; und in jedem Falle wissen wir unsere Autorität durch Geltendmachung von Motiven zu wahren. Aber der Rhythmus macht den Sachverhalt verdächtig: In Wirklichkeit sind es die Erinnerungen, die sich nach unabänderlichen Gesetzen uns bald aufdrängen, bald unzugänglich bleiben.

Die Heranziehung genialer Geistesprodukte als Beweis für die psychische Wirksamkeit der Perioden könnte den Glauben erwecken, daß diese Wirksamkeit nur auf wenige Auserwählte beschränkt ist und daß es deshalb nicht angeht, die Periodizität als ein allgemeines Gesetz des Geistes zu bezeichnen. Allein, wenn sich dieses Gesetz auch naturgemäß an den großen Werkgebärern am besten demonstrieren läßt, so ist es doch im Geistesleben der übrigen Menschen nicht weniger leicht nachzuweisen, wenn man es einmal kennt. Zu entdecken ist es freilich an einem gewöhnlichen, ungenialen Menschen nicht.

Man muß, um zur Einsicht von der allgemeinen Gültigkeit der Periodizität zu gelangen, den Begriff der Genialität möglichst weit nehmen. Unter einem genialen Menschen versteht man gewöhnlich einen solchen, der erstens große Werke oder viele produziert, zweitens gute; und dazu kommt als drittes, äußerliches Erfordernis, welches übrigens schon im zweiten enthalten ist, die Verbreitung der Werke oder der Ruhm ihres Schöpfers. Allein keines dieser drei Erfordernisse hat mit dem Wesen der Genialität etwas zu tun. Schon nach der lex continuitatis ist anzunehmen, daß es Genialität in allen Graden gibt und daß das Genie im landläufigen Wortsinn nur ein Superlativ ist. Genial ist alles, was nicht mit dem Verstand absichtlich gemacht, sondern aus dem Geiste geboren ist; und genial ist jeder Mensch, wann und insoweit er derartige Erzeugnisse hervor-

bringt. Genial ist jeder noch so kleine Einfall, der jemandem im entfernten Anschluß an einen Eindruck kommt, ob er nun künstlerischer oder wissenschaftlicher oder philosophischer Natur ist, d. h. ob er das Dasein durch Verschönerung oder Beherrschung oder Verständnis erträglicher macht. Das treffliche deutsche Wort Einfall enthält, nebenbei bemerkt, eigentlich schon die Anerkennung des spontanen Seelenlebens. Der Einfall kommt „urplötzlich"; über seine Entstehung weiß man nichts anzugeben oder nur Irreführendes. Er „taucht auf", er „schießt durch den Kopf", mit einem Wort, er kommt zu uns und nicht wir zu ihm.

Genial ist jeder tröstliche Gedanke, mit welchem jemand ein Erlebnis abschließt, ist jeder Akt geistiger Selbsthilfe. Wer mit seinen Erlebnissen selber fertig zu werden vermag, der ist genial. Mit dem Begriff der Genialität ist der der Produktivität durchaus nicht notwendig verbunden. Es gibt sozusagen eine Genialität für den Hausgebrauch. Viele Menschen, die an Einfällen und selbstgefundenen Auskünften gar nicht arm sind, haben nicht das geringste Bedürfnis, damit vor die Öffentlichkeit zu treten. Sie sind stille Genies, selbstzufriedene Geister, deren Funde vielleicht jener Allgemeingültigkeit ermangeln, welche sie auch für den Nebenmenschen wertvoll machen würde.

Genial ist ferner jede freigeborene Tat, jede autonome, nur aus dem eigenen Innern hervorgehende Handlung, jede Handlung ohne Beispiel und Vorbild.

Genialität, könnte man danach kurz definieren, ist die Fähigkeit, über einen Eindruck ganz aus eigenem zur Ruhe zu kommen, je nach der speziellen Veranlagung durch einen Gedanken, durch eine künstlerische Idee oder eine Handlung. Ob dieser Gedanke, diese Idee, diese Handlung schon einmal da war, ist gleichgültig, sie muß nur ohne Einfluß entstanden sein. Daher die Abneigung, die förmliche Scheu aller genial veranlagten Naturen gegen Einflüsse welcher Art immer, weil diese den inneren und verläßlichen Werdegang doch nur stören können.

Das ganz Zutreffende findet jeder nur in sich selbst; aller Rat, alle Hilfe ist ungefähr. Umgekehrt ist es ein Zeichen von Ungenialität, von geistiger Sterilität, wenn sich jemand beständig Rats erholen muß, seis bei Menschen seis in Büchern.

Man darf dabei nicht vergessen, daß jedes wie immer geartete Geistesprodukt ein Ausweg ist. Mag es auch schließlich den Anschein haben, als wären alle die unsterblichen Werke zum Ergötzen oder zur Erbauung der Mit- und Nachwelt geschaffen werden, zuerst haben sie doch eine Not ihrer Schöpfer gelindert und dieser gleiche Grundcharakter verbindet Werke von den verschiedensten Dimensionen, Werke, die mehrere Bände füllen, mit einem einzigen aus Subjekt und Prädikat bestehenden Urteil.

Ebenso belanglos wie die Quantität ist für den Begriff der Genialität die Qualität. Schlechte Gedichte können ebenso genial sein wie gute, hirnverbrannte Ideen ebenso genial wie vernünftige, banale Melodien ebenso genial wie die herrlichsten, genial in dem früher dargestellten weiteren Sinne: Sie müssen entstanden und nicht gemacht sein. Es kommen ja auch gute und böse Menschen, Adonise und Mißgeburten in neun Monaten zur Welt. Wichtig ist die Qualität nur für die Lebensdauer der Schöpfungen — ganz wie bei den Organismen — und für ihre Verbreitung, in welcher man ja allerdings ein Kriterium gelungener Produktion erblicken muß.

Das Gesetz der Periodizität beherrscht also nicht nur die geniale Produktion im engeren Sinne, sondern das gesamte Seelenleben, soweit es ein Werden ist. Richtig verstanden liegt der Begriff des Werdens eigentlich schon im Leben: Es gibt kein Leben, das nicht ein Werden ist. Aber da man unter Seelenleben herkömmlicherweise die Gesamtheit aller seelischen Vorgänge versteht, so ist die eben gemachte Unterscheidung vorderhand notwendig.

Nun entsteht die Frage: Welches Gesetz beherrscht den nicht organischen Teil des Seelenlebens? Welches ist

überhaupt die Charakteristik dieses anderen Seelenlebens? Gibt es vielleicht ein *anorganisches Seelenleben* mit Gesetzen, denen analog, die sonst in der anorganischen Natur gelten? Um hierüber Klarheit zu erlangen, ist es am besten, man vergegenwärtigt sich die unmittelbare Folge eines seelischen Werdeprozesses.

Um über einen bestimmten Sachverhalt zu einer Einsicht zu gelangen, bedarf es einer Inkubationsfrist, deren Abkürzung nicht in unserem Belieben liegt. Man kann Erkenntnisse nicht forcieren. Die einzelnen Etappen der Klärung folgen aufeinander in unabänderlichem Rhythmus. Wenn wir aber einmal im Besitze der Erkenntnis sind, dann steht sie uns jederzeit zur Verfügung, wir können von ihr Gebrauch machen, wann und so oft wir wollen; die Erkenntnis ist zu einem Gute geworden. Diese unbedingte Verfügbarkeit ist also ein wesentliches Charakteristikum des ausgereiften Gedankens, des fertigen Geistesproduktes. Oder, um das Verhältnis an einem andern Beispiel zu demonstrieren: Eine Melodie, deren Gestalt wir nicht erfaßt haben, ist uns nicht jederzeit zugänglich; wir bemühen uns vergeblich, sie willkürlich im Gedächtnis wachzurufen, wir müssen warten, bis sie von selber kommt. Dieses Von-selber-Kommen, das Freisteigen, findet dann in dem Augenblick statt, wo der musikalische Eindruck seine Gestalt gewonnen hat, d. h. in uns zur Melodie *geworden* ist. Eine Melodie, auf die man sich nach dem Anhören nicht willkürlich besinnen kann, hat man eben noch nicht als Melodie gehört, sondern als ein Ton-Aggregat. Die Vereinheitlichung, die Organisierung dieses Ton-Aggregates findet dann in einem fürs organische Werden überhaupt maßgebenden Intervall statt. Von dem Augenblick, wo sich die Melodie unserem geistigen Auge als einheitliches Gebilde dargestellt hat, wo wir sie zeitlos überblickt haben, wo uns, wie man auch zu sagen pflegt, das Verständnis dafür aufgegangen ist, können wir mit ihr nach Belieben schalten, von da an ist sie unser freiverfügbares Eigentum. Ihr Auftreten im Bewußtsein ist

fortan nicht mehr an bestimmte Termine gebunden, sondern steht zum Teil in unserer, zum Teil in des Zufalls Gewalt; mit anderen Worten: Die Vorstellung ist von nun an erinnerbar und assoziierbar.

Die fertigen seelischen Gebilde unterliegen, wie ja von vornherein als ausgemacht gelten kann, ganz anderen Gesetzen als die im Werden begriffenen. Das Werden erfolgt nach immanenten Gesetzen; Umgebung, äußere Verhältnisse können die Qualität des Werdenden beeinflussen, aber nie und nimmer die Gesetze des Werdens. Das Fertige dagegen, in welchem das Leben erloschen ist, das starre Produkt des Lebensprozesses unterliegt den nämlichen Gesetzen wie alles Tote, Starre, nämlich den Gesetzen der Mechanik. Die Bewegung der fertigen seelischen Gebilde erfolgt nicht durch innerlich treibende, sondern durch äußerlich schiebende Kräfte. Es gibt wirklich eine Mechanik des Seelenlebens, wenn man Seelenleben mit seelischem Geschehen identifiziert; aber es ist nach den bisherigen Ausführungen ohneweiters klar, daß von einer Mechanik nur in bezug auf jenen Teil des Seelenlebens die Rede sein kann, der sich als das reife Produkt seelischer Gärungs- und Klärungsprozesse darstellt, den man daher besser als seelisches Geschehen im engeren Sinn bezeichnet. Man könnte alle Vorkommnisse in unserer Seele einteilen in Erlebnisse und Ereignisse. Die Ereignisse stoßen uns zu, die Ereignisse kommen durch das blind kombinierende Fatum zustande; die Erlebnisse dagegen haben in uns selber ihren Grund, wir erleben etwas, insoweit wir fähig sind, einen Eindruck selbstherrlich zu entwickeln. Das Erlebnis ist nichts anderes als die Entwicklung eines Eindruckes, das Ereignis setzt immer einen Zusammenstoß wenigstens zweier voraus. Die sogenannten Assoziationsgesetze beziehen sich auf das Verhältnis von Vorstellungen untereinander; sie sind Gesetze des mechanischen Seelenlebens. Daß man nicht imstande ist, mit ihrer Hilfe eine Erklärung des Seelenlebens zu geben, kommt vor allem davon, daß dieses eben nicht zur

Gänze mechanisch ist. Der Mensch als Ganzer wird ja zeitlebens auch viel hin und her geschoben, rein mechanisch: In der Wiege geschaukelt, an die Brust gedrückt, in den Winkel gestoßen, im Wagen gefahren, im Lift gehoben, im Rollstuhl geschoben und es fällt doch niemandem ein, den Verlauf des Menschenlebens aus den einwirkenden mechanischen Kräften zu erklären. Ganz genau so ist aber der Sachverhalt bei jedem einzelnen seelischen Gebilde, insofern ihm der Charakter eines Organismus, d. h. einer geschlossenen, entwicklungsfähigen Einheit zukommt. Daß aber dies keine bloße Annahme, sondern eine durch Beobachtung und Schlüsse zu erhärtende Tatsache ist, glaube ich schon zur Genüge dargetan zu haben.

Die mechanischen Gesetze sind aber nicht einmal imstande, uns das mechanische Seelenleben als gesetzmäßig erscheinen zu lassen. Denn sie geben uns erstens keinen Aufschluß über den zeitlichen Verlauf der seelischen Ereignisse und zweitens gelten sie nur zwischen den Einheiten des Seelenlebens, deren es aber so viele gibt, daß man für das Ganze unmöglich eine einfache Formel aufstellen kann. Wer das Ganze des Seelenbens mechanisch erklären will, der stellt Ansprüche, die er auch sonst nirgends an die Mechanik stellen kann. Wenn man eine offene Weinflasche umstürzt, so weiß man doch ganz genau, nach welchem Gesetz die Flüssigkeit das Gefäß verläßt; aber es ist ganz unmöglich, aus diesem Gesetz und den in Betracht kommenden Faktoren — Gestalt der Flasche, Beschaffenheit des Glases, spezifisches Gewicht der Flüssigkeit u. dgl. — die konkrete Gestalt der ausrinnenden Flüssigkeit zu bestimmen. So ist es auch beim mechanischen Seelenleben. Die in Betracht kommenden empirischen Faktoren sind so zahlreich, so variabel von Mensch zu Mensch, daß man keine Ordnung in sie bringen kann. Man muß sich mit der Überzeugung begnügen, daß das Gesetz im einzelnen notwendig zur Anwendung gelangt und das Ganze darf einem überhaupt kein Problem sein, so wenig die Wiese eines für den Botaniker ist, der Straßenlärm für den Physiker.

Zur Charakteristik des mechanischen Seelenlebens sei noch Folgendes betont. Mit allem Fertigen können wir willkürlich schalten, wir können es vornehmlich für unsere Zwecke dienstbar machen wie Gegenstände. Wir können das Fertige willkürlich kombinieren; wir können zu einem Subjekt ein Prädikat fügen, auch wenn es nicht paßt; wenn es nur uns paßt. Die Urteile hingegen, welche einen organischen Erkenntnisprozeß abschließen, entstehen im Gegensatz hierzu durch Zerlegung einer ursprünglichen Einheit, durch Gliederung eines Gesamteindruckes, welche der Gliederung des aus dem Ovulum hervorgehenden Organismus vollkommen analog ist. Man kann aus den fertigen seelischen Gebilden — oder aus den hierfür bestehenden Wortbezeichnungen — Gedanken, Sätze aufbauen nach dem Muster der organisch entstandenen; man kann alles Fertige wie Baumaterial zu Denkkonstruktionen verwenden. Aber derlei gemachte Gedanken sind von den freisteigenden, den Einfällen, doch wesentlich verschieden, wie sehr sie ihnen auch äußerlich gleichschauen mögen.

Die Unterscheidung zwischen konstruktivem und organischem Denken ist außerordentlich wichtig. Das konstruktive Denken, das Nachdenken, mit welchem man, von guten oder bösen Stunden unabhängig, zu etwas kommt, dient genau so wie materielle Konstruktionen zu praktischen Zwecken. Es ist die Force des findigen Kopfes und ist überall dort am Platz, wo man mit Findigkeit etwas ausrichtet. Es dient vornehmlich irdischen Zwecken, der Orientierung, der leiblichen Selbsterhaltung, Selbstförderung und Bequemlichkeit. Dagegen ist dieses Denken nie imstande, eine Schöpfung zuwege zu bringen. Die raffinierteste Kombination, alles Klügeln kann nicht den einfachsten organischen Prozeß ersetzen; sowenig als der Chemiker imstande ist, auf synthetischem Weg eine Zelle herzustellen. Das konstruktive Denken führt auch nie zu Erkenntnissen. Alle Einsicht in das Wesen der Dinge und Vorgänge wird nur durch organisch gewordene Sätze vermittelt. Das Erkennen ist ein geistiges Neugebären der Welt.

Sind konstruktive und organische Gedanken oft nicht leicht auf den ersten Blick voneinander zu unterscheiden, so läßt doch die Zeit über ihren verschiedenen Wert keinen Zweifel. Die konstruierten Gedankengebäude gleichen den von Menschenhand aus totem Material aufgeführten Gebäuden. Die herrlichsten Paläste zerfallen in Schutt und Staub, aber die Zellen der drüberwuchernden Pflanzendecke sind so jung und lebensfrisch wie ihre Ahnen vor tausend Jahren. Organische Erkenntnisse sind unvergänglich; sie erleiden im Laufe langer Zeiträume Abänderungen, wie solche ja auch an den Organismen stattfinden, aber sie können nie spurlos verschwinden. Es steckt Leben in ihnen, welches sich immer aufs neue fortzeugt.

Die eben durchgeführte Unterscheidung zwischen Gedanke und Einfall macht es erklärlich, warum auf so manchem Forschungsgebiet trotz eines ungeheuren Aufwandes von Scharfsinn und Findigkeit keine haltbaren, dauerhaften Ergebnisse gewonnen werden. Das kommt vom vielen Nachdenken. Einfälle müssen von selber kommen, erzwingen lassen sich Einsichten nicht. Das Schaffen ist eine Gnade. Nicht umsonst spricht man vom gottbegnadeten Künstler; er allein hat an der schaffenden Macht im Weltall lebendigen Anteil.

Soweit die fertigen seelischen Gebilde nicht mit Absicht verwendet werden, ist ihr Schicksal lauter Zufälligkeiten, den Assoziationen, der Verdrängung, der Unterdrückung, allen diesen sozialen Reibungen mit der ungeheuren Menge der anderen Gebilde ausgesetzt. Dieses freie Seelenleben gleicht den Vorgängen auf einer Schutthalde; die Gesetze, welche dabei wirken, sind ungemein einfach und doch geht alles drunter und drüber, weil eben nur die Teile organischer Einheiten zueinander in geregeltem Verhältnis stehen. Es ist daher ein ganz vergebliches Beginnen, diesem Teil unseres Seelenlebens eine für unser gesetzbedürftiges Auge erträgliche Gestalt abschauen zu wollen. Das mechanische Seelenleben ist so wüst wie das Weltall

vor der Schöpfung; ungestaltet, ungeordnet, ein Chaos und kein Kosmos.

Anstatt zwischen mechanischem und organischem Seelenleben könnte man auch einfach zwischen Seelen- und Geistesleben unterscheiden. Der Geist, habe ich weiter oben ausgeführt, ist die gestaltende Kraft. Er ist der Bildner, der Schöpfer, der Organisator, welcher anorganische Vielheiten zu organischen Einheiten belebt. Wo in der Stille unseres Inneren etwas wächst und wird, da ist der Geist am Werke. Das Geistesleben gehört zum kleinsten Teil dem vollen Bewußtsein an; nur von Zeit zu Zeit, in periodischem Abstand, erhält das Bewußtsein vom Geistesleben Kenntnis; namentlich, wenn ein Geistesprodukt zu völliger Reife gediehen, fertig ist und nunmehr zu einem Faktor des Seelenlebens wird. Das Geistesleben ist ein geräuschloses Wirken. Das Seelenleben dagegen ist ein lärmendes Hin- und Herwogen; das ist der laute Marktplatz, auf dem die „psychischen Phänomene“ wie Waren geschäftig ab- und zuwandern. Das Wirken des Geistes ist ein Geheimnis; es kann nicht beobachtet werden. Wir erlangen nur von den Ergebnissen dieses Wirkens Kenntnis. Das Seelenleben dagegen ist im Lichte des Bewußtseins ein Gegenstand unmittelbarer Erfahrung.

Das Verhältnis zwischen Geistes- und Seelenleben ist in jedem Menschen sehr verschieden. Der Mensch mit überwiegendem Geistesleben, das ist der originelle, in dem allerhand seinen Ursprung hat; der den Bedarf seines Inneren aus eigenem deckt. Sein Gegenpol ist der abhängige Mensch, der durchaus mit Überlieferungen wirtschaftet; der unbesehen Begriffe und Urteile übernimmt und aus diesen seine Ansichten wie linkische Gliederpuppen zusammensetzt; der nie eine eigene Tat gebiert, sondern die mehr oder weniger passenden Lösungen anderer auf sein Leben anwendet. Natürlich spielen auch im Seelenleben des Originellen die fertigen Gebilde eine große Rolle; sie sind ja geradezu Voraussetzung des inneren Fortschrittes, ebenso wie ein äußerer Fortschritt undenkbar wäre, wenn sich jeder die täglichen

Gebrauchsartikel neu erfinden und verfertigen müßte. Aber das Fertige beim originellen Menschen stammt zum großen Teil von ihm selber; ferner, was er von anderen übernimmt, das überprüft er, er hat die Fähigkeit des Nachschaffens und endlich vermag er die organischen Produkte anderer weiterzubilden. Er ist ein fruchtbarer Boden, auf welchem geistige Organismen wohl gedeihen.

Die Menschheit gliedert sich in zwei Gruppen, Hälften kann man nicht sagen: Von den einen stammen die Errungenschaften des Geistes und die anderen zehren davon.

Der verschiedene Geistgehalt macht die Menschen auch äußerlich in ihrem Betragen sehr verschieden und leicht kenntlich. Der Schaffende in dem früher entwickelten weiten Sinne ist so ruhig wie das Werden selber. Er hat gar nichts Lautes in seinem Wesen, weder im Wort noch in der Gebärde. Er äußert sich nur gezwungen, wenn ihn die Reife unabweislich dazu drängt. Er hat für alles seine Zeiten, für jedes Wort, für jede Tat. Über seinem Leben waltet die strengste Notwendigkeit, die ihn eigener Anstrengung und gewaltsamer Maßnahmen überhebt. Daher die Sicherheit seines Wesens. Er ist in allem und jedem ein Teilhaber an der ewigen Macht, die das Größte mit müheloser Selbstverständlichkeit und in bescheidener selbstbewußter Stille schafft.

Der laute Mensch, das ist der von mechanischem Seelenleben erfüllte. Die innere Notwendigkeit in Wort und Tat ist ihm unbekannt; daher verfährt er willkürlich, er „wirft mit Worten herum“, daher kann er jederzeit reden und handeln. Er hat kein Gefühl für zeitgemäß und unzeitgemäß. An Stelle des Schaffens tritt bei ihm die Geschäftigkeit. Durch Fleiß und Emsigkeit sucht er den Mangel der von innen wirkenden Kraft wettzumachen.

Der geistige und der ungeistige, der fruchtbare und der unfruchtbare, der stille und der laute Mensch gleichen in allem und jedem den zwei Gewalten in der uns umgebenden Natur, der organischen und unorganischen. In laut-

loser, geheimnisvoller Stille entwickelt sich die Welt der Lebewesen, sprießen die Blumen hervor, streben die Wälder zur Höhe; daneben aber rauscht das Wasser mit zielloser Gewalt übers tote Gestein dahin, der Wind lärmt, wo ihm ein Widerstand Kraft entlockt. Die stillen Gewalten erbauen, schaffen; die lauten Gewalten sind im besten Falle unschädlich, häufig zerstören sie das, was die stillen aufbauen. Auch dazu fehlt es im Menschenleben nicht am Gegenstück.

Nach diesem Überblick über die Gesamtheit der seelischen Vorgänge kehren wir nun wieder zum organischen Seelenleben zurück, für dessen zeitlichen Verlauf, wie schon erwähnt, das Periodengesetz maßgebend ist. Dieser Umstand bringt das Seelenleben in eine Parallele mit den Vorgängen am Himmel, die sich ja auch im Rhythmus vollziehen. War doch dieser Umstand für G. Th. Fechner die Veranlassung, in seinem „Zendavesta" die Gestirne als Organismen aufzufassen, eben weil ihnen die markanteste Eigenschaft der Lebewesen, die Periodizität, zukommt.

Die Analogie zwischen den Erscheinungen in unserer Brust und denen am Himmel läßt uns als Ziel der Psychologie eine Harmonia animae vorschweben, welche der Harmonia mundi an Exaktheit nicht nachsteht, welche sich ihr vielmehr unterordnet. Die Harmonie in uns ist nur ein Teil der im ganzen Weltall herrschenden Harmonie.

Wie sehr man berechtigt ist, von einer Harmonie im Seelenleben zu reden, erhellt aber besonders daraus, daß es nicht in klanglosem Rhythmus verläuft. Wellenberg und Wellental sind nicht bloße Größenbezeichnungen für die Schwankung, sondern sind immer mit einem bestimmten Charakter versehen. Freude und Leid gehören zusammen, Spannung und Lösung, Bedrückung und Befreiung. Zu jedem Phänomen am Anfang einer Reihe, eines Erlebnisses, läßt sich ein harmonisches finden, welches das Erlebnis abschließt. Ist es nun auch nicht sehr schwer, diese zusammengehörigen Zustandspaare mit Hilfe bloßer Selbstbeobachtung ausfindig

zu machen, so gewährt die Kenntnis der Perioden doch eine große Erleichterung, weil wir durch sie vorerst die zusammengehörigen Zeitpunkte erfahren. Zumindest wird ein vermuteter Zusammenhang zweier Phänomene durch den periodischen Abstand völlig gewiß.

Daß Freude in Trauer verkehrt wird und Trauer in Freude, ist eine ganz geläufige Erfahrung, die überdies auch unserem Gerechtigkeitsbedürfnis entspricht; man möchte sie fast eine logische Forderung nennen. In allen möglichen Formulierungen hören wir es, daß „des Lebens ungemischte Freude keinem Irdischen zuteil wird“, daß „der Mensch keine reine Freud' haben kann“ u. dgl. In unserem Geiste liegt gewissermaßen ein Schema bereit, nach welchem sich alle Phänomene polar gliedern; wenn wir daher eines wahrnehmen, so besteht schon eine apriorische Gewißheit, daß auch das Zugehörige irgendwann und irgendwo in die Erscheinung treten muß.

Als von Ärzten erstmalig ein Zusammenhang zwischen Geschlechtsleben und Angstzuständen behauptet wurde, bestand für jeden philosophisch Denkenden von vornherein kein Zweifel daran. Wie der Physiker weiß, ja fühlt, daß er nicht das geringste Quantum Energie umsonst bekommt, so weiß der Philosoph, daß keine Lust geschenkt wird. Das bloße Begehren nach unentgeltlicher Lust erscheint ihm schon unwürdig; nur wer alles Überblicks ermangelt, wer ganz im Augenblick aufgeht, mag an dergleichen denken. So fehlte es nicht an Forschern, welche die erwähnte Behauptung mit Gründen bekämpften. Nun zeigt sich aber, daß die zwei Phänomene — Geschlechtslust und irgendeine Unlust — tatsächlich im Abstand einer Periode vorkommen und danach ist an ihrer Zusammengehörigkeit nicht mehr zu zweifeln. Ebenso liegt der Fall bezüglich der Manie und Melancholie, die Kraepelin zur Einheit des manisch-depressiven Irreseins zusammengefaßt hat. Zum Übermut gehört die Niedergeschlagenheit. Jedes Plus wird durch ein Minus ausgeglichen. Auf die Überanstrengung folgt die Übermüdung.

Durch jede Entsagung hingegen erwirbt man den Anspruch auf eine spätere Belohnung, ein Guthaben.

Allgemein kann man sagen: Jeder Kategorie von Eindruck entspricht ein bestimmter Abschluß, der mit dem Eindruck zusammen eine Einheit bildet. Ein Erlebnis kann nicht irgendwie enden, sondern nur so, daß Anfang und Ende harmonieren. Es wird ein ungemein anziehendes Unternehmen sein, diese Harmonie im einzelnen zu verfolgen.

Natürlich wäre es höchst wunderbar, wenn noch niemand die Harmonie des Seelenlebens vernommen hätte, ja, es wäre dann fraglich, ob es überhaupt eine gibt. Aber wenn die Wissenschaft einmal alle die Zweiklänge gefunden und geordnet haben wird, dann wird man sehen, daß schon längst eine vorwissenschaftliche Kenntnis davon bestand, bei den Künstlern.

Man denke nur an die Romane mit Doppeltitel, z. B.: Schuld und Sühne. Jedes Kunstwerk, welches das Leben zum Gegenstand hat, läßt sich auf eine solche zweigliedrige Formel bringen. Denn das Kunstwerk ist eine organische Einheit; im Leben gibt es aber keine andere Einheit als das Erlebnis und dieses wird am einfachsten beschrieben durch Anfang und Ende. Anfang und Ende des Erlebnisses sind ja auch am klarsten und deutlichsten bewußt. Das sind die Phasen, über die sich am leichtesten reden läßt. Was dazwischen liegt, ist ein beständiges Wechseln und Werden, ein beständiges Übergehen von einem Zustand in den andern, wodurch die sprachliche Fixierung außerordentlich erschwert ist. Die Sprache kann dem Fluß des inneren Geschehens nicht folgen. Sie tritt nur an den Halt- und Wendepunkten des organischen Seelenlebens auf; sie ist das starre Gewand alles Fertigen.

Wenn zwei seelische Erscheinungen oder Vorgänge so innig zusammengehören wie Teile eines Organismus, so kann ihre gesonderte Betrachtung natürlich zu nichts führen. Man kann sie zwar beschreiben, aber ihr Sinn bleibt einem ver-

schlossen, weil der Sinn einer Tatsache, die Erklärung ihres Auftretens nie in ihr selbst gefunden werden kann, sondern nur im Zusammenhang. Der Sinn einer Tatsache ist ja ihr Verhältnis zum Ganzen, dem sie als wesentlicher Teil angehört. Eine Psychologie, die überhaupt nur Teile und daraus zusammengesetzte Komplexe kennt, also keine ursprünglich mannigfaltigen Einheiten, kann daher gar nie auf die Frage nach dem Sinn einer Erscheinung verfallen. Die Deutung des Seelenlebens kann, streng genommen, für sie gar kein Problem sein. Denn an und für sich hat gar nichts einen Sinn, weder das Leben noch sonst etwas. Nur derjenige ist über den Sinn seines Daseins beruhigt, welcher sich als Angehöriger eines größeren Ganzen, der Familie, des Staates, der Menschheit, des Weltalls, fühlt. So kommt man auch über den Sinn der kleinsten seelischen Regung nur dadurch zu einem befriedigenden Ergebnis, daß man das Ganze ermittelt, zu dem sie als Teil gehört. Nicht durch Teilen kommt man zu einer Erklärung, sondern durch Zusammenfassen.

So wenig die Sektion eines Organs, des Herzens, des Kehlkopfes z. B., zur Erklärung seiner Funktion führt, ebensowenig die analytische Psychologie zur Erklärung des Seelenlebens; oder besser gesagt, zum Verständnis des Seelenlebens. Denn Erklären ist ein vielseitiger Begriff. Das Auftreten einer Verstimmung ist für viele schon ausreichend erklärt, wenn sie wissen, daß dabei eine Erhöhung des Blutdruckes stattfindet. Das Bersten eines Gefäßes ist eine häufige Todesursache, Blutvergiftung und Lähmung wichtiger Organe eine andere; jeder einzelne Todesfall wird durch die Krankheit, die ihn herbeiführt, erklärlich, aber daß die Menschen überhaupt sterben, wird dadurch nicht verständlich. Das hieße ja eine Frage mit einer andern beantworten, nämlich mit der, warum es Krankheiten gibt. Wer den Augenblick des Todes für sich allein betrachtet, der wird seine Bedeutung nie erfassen. Man muß das ganze Leben des Menschen, von der Geburt bis zum Tode, mit einem Blick überschauen. Das Leben wird von

einem bestimmten Zeitpunkt angefangen beständig umgesetzt, in Nachkommen oder in Leistungen; in diesen ist es enthalten und erhalten. Wer sich aber in keinerlei Werte umzusetzen vermag, der geht als wertlos zugrunde. Es wäre eine ganz unbillige Forderung, daß das Leben, nachdem es sich in äquivalente Werte umgesetzt hat, außerdem noch zur Gänze erhalten bleibt. In dem Augenblick, wo es erlischt, besteht es ja schon irgendwie weiter — wenn es der Erhaltung überhaupt wert war — und der Mensch verliert folglich nichts. Das Leben kann nicht spurlos verschwinden. So ist der Tod für den, welcher die Erscheinungen im Zusammenhang betrachtet, nur ein notwendiger Wechselbegriff zu der Art von Leben, die wir eben führen, mit beständiger Ausgabe und Umwandlung. Das Sterben wird bei dieser Betrachtung aus einem Problem zu einer Vernunftforderung und die beiden Begriffe Leben und Sterben bilden zusammen eine wohlgefällige harmonische Einheit.

Ich bin hiermit zu einem der umstrittensten Probleme der Psychologie gekommen, dem der psychischen Kausalität. Alle diejenigen, welche von einer Mechanik des Seelenlebens träumen, handeln natürlich ganz folgerichtig, wenn sie nur mechanische, d. h. Berührungsursachen gelten lassen. Sie suchen die Ursache für das Auftreten einer psychischen Erscheinung immer in deren nächster Nähe und es muß ein Anstoß sein. Daß diese Auffassung für einen Teil des Seelenlebens wirklich zutreffend ist, habe ich bereits ausgeführt. Dagegen bedarf der Kausalbegriff in der organischen Psychologie einer ganz gesonderten Formulierung, sowie ja die Mechanik der starren Körper auch nicht ohne weiteres auf die innerhalb der Lebewesen stattfindenden Vorgänge anwendbar ist.

Ein Beispiel möge den Sachverhalt klarlegen. Wenn ein Kind zur Welt kommt, was ist die Ursache hiervon: die austreibenden Kräfte des Uterus oder die Konzeption? Niemand wird um die Antwort verlegen sein; denn gesetzt auch, die Kontraktionen des Uterus versagen, so ist das

ein Umstand, der dem Wesen der Sache und der schließlichen Geburt keinen Eintrag tut. Hier haben wir zweierlei Ursachen: eine zeitlich und räumlich angrenzende, eine mechanische und eine zeitlich entfernte, ein Periodenvielfaches abstehende, die man als harmonische Ursache bezeichnen könnte.

Das Beispiel mag grotesk erscheinen, illustriert aber doch die Art und Weise, wie man sich in der Psychologie herkömmlicherweise das Auftreten von Vorstellungen, namentlich aber von Gedanken, Entschlüssen u. dgl. erklärt. Man sucht, kurz gesagt, nach den austreibenden Kräften im Gehirn, nach zeitlich vorausgehenden und räumlich angrenzenden Vorstellungen. Daher immer wieder das Bestreben, die geniale Produktion durch Assoziationen zu erklären und den genialen Menschen von anderen durch die Reichhaltigkeit und Promptheit der Assoziationen zu unterscheiden. Gewiß leisten Assoziationen sehr oft ausgezeichnete Hilfe, allein wenn es z. B. feststeht, daß ein lyrisches Gedicht 28 Tage nach einem eindrucksvollen Erlebnis entstanden ist, in einem Zuge während eines Spazierganges mit Bleistift hingeworfen, so mächtig war die Inspiration, dann ist die Mitwirkung von Assoziationen für die Entstehung des Geistesproduktes ebenso belanglos wie die des Uterus oder der Zange für die sinnfällige Geburt. Den Assoziationen mag in solchen Fällen häufig die Bedeutung eines auslösenden Anlasses zukommen, mehr nicht.

Die Tatsache, daß es im Seelenleben organische Entwicklungsvorgänge gibt mit einer eigenen Kausalität, zwingt uns mithin, jeweils zu unterscheiden und, falls das auftretende Phänomen ein Entwicklungsprodukt ist, seine Ursache in einem früheren Zeitpunkt zu suchen. Es gibt Eindrücke, welche den Geist befruchten und diese sind dann für das spätere Ausfallen der Geistesfrucht maßgeblich.

Nun ist es klar, wieso man zu dem Begriff der freisteigenden Vorstellungen gelangte, deren Vorkommen übrigens schon Aristoteles bekannt war. Herbart, von dem die Bezeichnung stammt, war gleichzeitig der Schöpfer einer Mechanik des Seelenlebens. Demgemäß suchte er die Ur-

sache für das Auftreten von Vorstellungen in ihrem nächsten Umkreis und als ihm Fälle unterkamen, in denen sich nachbarliche Ursachen mit dem besten Willen nicht auffinden ließen, sprach er von einem Freisteigen. Herbart hat richtig beobachtet. Alles, was sich in unserem Geiste organisch entwickelt und anscheinend ganz ursachlos eines Tages fertig das Licht des Bewußtseins erblickt, bedarf zu seinem Erscheinen keiner äußeren Gewalt. Die Bezeichnung Freisteigen ist sogar ausgezeichnet gewählt, denn von Freiheit reden wir überall dort, wo eine innere Notwendigkeit waltet. Frei fühlt sich der Mensch, wenn er so handeln kann, wie er den inneren Anforderungen entsprechend muß.

Die freisteigenden Vorstellungen bilden ein vielumstrittenes Kapitel in der Psychologie. Zumeist wird ihre Existenz geleugnet. Und das ist nicht zum Verwundern. Solange man von organischen Vorgängen im Seelenleben nichts weiß, ist ja tatsächlich nicht einzusehen, welche Kraft einer Vorstellung innewohnen sollte, man kann sie sich nur wie einen Stein geschoben und gestoßen denken. Solange man ferner nichts von der Geltung der Periodizität im Seelenleben weiß, kann das Freisteigen keinen andern Eindruck als den der Willkür machen. Zur Anerkennung dieser ist aber die Wissenschaft mit vollem Recht nicht zu haben. Äußerlich muß alles determiniert sein und solange man den seelischen Gebilden kein Leben zuerkennt, muß man nach Bewegungsursachen Ausschau halten.

Indessen hat Herbart mit seiner Beobachtung Recht behalten; und das gereicht ihm zum großen Verdienste. Denn es ist nicht leicht, etwas zu bemerken, wofür man keine Erklärung hat. Und es gibt, wie die Erfahrung lehrt, wenige, die auf eine gewaltsame Erklärung verzichten, wenn sich ihnen keine natürliche bietet.

Was wird nun nach alldem die Psychologie einmal zu leisten imstande sein? Sie wird die Musik des Innenlebens vernehmen lassen; sie wird den Rhythmus und die Harmonie der Seelenvorgänge aufdecken. Sie wird aus

diesem Grund eine Harmonielehre des Seelenlebens sein. Die Frage nach den Ursachen wird vor der Freude über den Einklang verstummen. Was über Jahre anscheinend zusammenhanglos verstreut schien, das wird sie zu einem geschlossenen Ganzen vereinigen. Wie das Seelenleben, von Wohlklang ausgehend, über Disharmonien wieder zum versöhnenden Wohlklang zurückkehrt, wie sich schließlich immer alles auflöst, das wird sie zeigen. Die Zukunftspsychologie wird Zukunftsmusik sein.

Die Schöpfer dieser Psychologie können nur musikalische Menschen — in des Wortes weitester Bedeutung sein, Menschen mit unzeitlichem Aug und Ohr, mit Sinn für die Gestalt der Dinge und Vorgänge. So ist die Frage: Wie findet man in der Psychologie Gesetze? zur andern Frage geworden: Wer findet Gesetze?

Nur der kann den Kosmos erkennen, welcher selber ein Mikrokosmus ist, in dessen Brust Gestirne auf- und untergehen, Tag und Nacht in unabänderlichem Rhythmus miteinander abwechseln. Nur der Mensch mit der Fähigkeit zu erleben, d. h. mit einem wohlgeordneten Seelenleben, kann die allgemeine Ordnung erfassen. Der andere dagegen, das Mikrochaos, wird im Seelenleben ganz allgemein nur ein Chaos erblicken und verwirrende Fülle finden, wo den mikrokosmischen geordnete Mannigfaltigkeit erfreut.

Alle individuellen Charakterunterschiede findet man in der Verschiedenheit der Völker und Zeitalter wieder. Es gibt chaotische Zeitalter, welche dem Augenblick huldigen, in Einzelheiten aufgehen, daher des Überblicks ermangeln, Zeitalter ohne Weltanschauung. Und es gibt ganze Völker, auf welche diese Charakteristik paßt. Die Psychologie dieser Zeiten und Völker wird danach aussehen. —

Ich habe meine Darlegungen eingeleitet mit Bemerkungen über das Verhältnis zwischen Philosophie und Psychologie. Philosophische Meinungen sind für die Seelenforschung ohne Bedeutung. Dagegen ist es offenbar von

großer Wichtigkeit, ob jemand überhaupt philosophisch veranlagt, einer Weltanschauung fähig ist oder nicht.

Die zwei Forschertypen, der Künstler und der Handwerker, verkörpern zwei entgegengesetzte Richtungen der Philosophie, die idealistische und die materialistische; in Wahrheit aber steht sich da der Mensch mit und ohne Weltanschauung gegenüber.

Es gibt keinen Atomisten mit und keinen Künstler ohne Weltanschauung. Den Teil sieht und immer kleinere Teile sucht nur derjenige, welcher das Ganze nicht zu überblicken imstande ist; dieses Überblicken nennen wir eben Anschauen. Atome sehen und gleichzeitig ein Weltbild haben, das verträgt sich nicht. Alle die Welterklärer, welche das Weltgeschehen aus den Bewegungen kleinster Teile herleiten, die Mechanisten in Physik und Biologie, alle sie haben keine Weltanschauung. Sie möchten gern zum Ganzen vordringen, sie möchten es konstruieren, aber das ist eben ein Beweis, daß sie es nicht schauen. Für den Schauenden ist das Ganze das Erste und nicht das Letzte.

Die atomistische, konstruktive Psychologie, das ist die Psychologie der Weltanschauungslosen. Sie ist, wie früher gezeigt wurde, nicht durchaus unangemessen. Aber sie versagt gerade dem Seelenleben gegenüber. Auf der andern Seite haben wir den gestaltenden Psychologen, der an allem die große Linie gewahr wird, am Weltgeschehen wie am Seelenleben. Einem Resonator könnte man ihn auch vergleichen, der auf die Harmonie des Weltalls abgestimmt ist und von diesem zum Mittönen gebracht wird. Der Anblick des bunten Menschenlebens löst in ihm ähnliche Empfindungen aus wie das Anhören einer Symphonie. Das Leben erscheint ihm als eine Folge größerer und kleinerer Themen, die durchgearbeitet werden, in Veränderungen, Verschiebungen, Verschlingungen immer wieder erscheinen und endlich durch einen rauschenden Akkord in Dur oder Moll zum befriedigenden Abschluß gelangen.

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.